

in: *Kunstkommunikation: "Wie ist Kunst möglich?"*  
Beiträge zu einer systemischen Medien- und Kunstwissenschaft,  
hg. v. Ch. Filk / H. Simon, Berlin: Kadmos 2010, S. 37-53.

## Smalltalk, Flirt, Wissenschaft und Kunst Zur strukturellen Koppelung von Bewusstsein und Kommunikation

HARRY LEHMANN

Dass Kunst ihre Betrachter ›irritiert‹, ist eine Plattitüde des Kunstbetriebs. Ganz gleich, ob ein Werk langweilt, unterhält oder andere Kunst imitiert, im Zweifelsfall löst es immer noch ›Irritationen‹ aus. Das Wort hat durch allzu ausufernden Gebrauch jegliche Distinktionskraft verloren, so dass sich der Kunstphilosophie die Frage stellt, was eine ›Irritation‹ eigentlich ist und wieso gerade die moderne Kunst sich darauf eingespielt hat, ihr Publikum irritieren zu wollen.

Im Folgenden soll der Versuch unternommen werden, dieses Problem mit Hilfe eines systemtheoretischen Theoriesegments aufzuklären: Irritation, so die These, entsteht immer dann, wenn es zu einer geräuschvollen Koppelung zwischen Bewusstsein und Kommunikation kommt. Zunächst soll dieses Konzept phänomenologisch eingeführt werden, und zwar am Beispiel von Smalltalk und Flirt (I.). Anschließend wird es darum gehen, die verschiedenen Formen der strukturellen Koppelung von Bewusstsein und Kommunikation im Kontext von Wissenschaft (II.) und Kunst (III.) zu analysieren.

### I.

Ein Basistheorem der Systemtheorie behauptet die Trennung von Bewusstsein und Kommunikation. So vertritt Luhmann »die These einer radikalen, unüberbrückbaren Trennung von Bewusstseinsystemen und Kommunikationssystemen (psychischen Systemen und sozialen Systemen)«. <sup>1</sup> Letztendlich steht und fällt mit diesem Theorem die gesamte soziologische Systemtheorie, da sie ihre Legitimation aus der Überzeugung schöpft, dass es operativ geschlossene Kommunikationszusammenhänge oder kurz gesagt: soziale Systeme gibt, die einer Eigenlogik folgen und sich autonom gegenüber den

---

<sup>1</sup> Niklas Luhmann: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1990, S. 36-37.

Gedanken, Gefühlen und Sprechakten von Menschen entfalten. Bewusstsein und Kommunikation können nicht miteinander verschmelzen, weil sie zwei vollkommen verschiedenen Sinnverarbeitungssystemen angehören. Eine Kommunikation lässt sich, mit anderen Worten, nicht wahrnehmen und eine Wahrnehmung ist keine kommunikative Operation.

Setzt man dieses Trennungstheorem voraus, so zieht dies automatisch das Folgeproblem nach sich, wie diese beiden Sinnsphären unter solchen Umständen miteinander in ›Kontakt treten‹ können. Die systemtheoretische Antwort hierauf lautet: durch *strukturelle Koppelungen zwischen Bewusstsein und Kommunikation*.<sup>2</sup> Gemeint ist damit, dass psychische und soziale Systeme in der Regel eine Koevolution durchlaufen haben, indem die Erwartungsstrukturen des einen Systems sich passgenau an die Erwartungsstrukturen des anderen Systems adaptiert haben – deshalb ist hier auch von einer *strukturellen*, also von einer die Systemstrukturen betreffenden Koppelung die Rede. Mit diesem Ansatz wird die System/Umwelt-Grenze auch dann nicht preisgegeben, wenn Menschen vermittels von Sprache und Gefühlen in einer Kommunikation involviert sind.

Es ist ein vielbeklagter Makel der Systemtheorie, dass sich ihre Abstraktionen aus Mangel an Anschaulichkeit nur schwer nachvollziehen lassen. Da in dieser Hinsicht auch das Theorem von der strukturellen Koppelung zu den eher abschreckenden Begriffskonstruktionen zählt, soll das Phänomen zunächst anhand von zwei Gesprächssituationen veranschaulicht werden, die jedem vertraut sind: von Smalltalk und Flirt. Im ersten Fall, wo es um die Beachtung von Konventionen geht, lassen sich spezifische Erwartungsstrukturen ausmachen, welche für eine apriorische Vorausanpassung von Bewusstsein und Kommunikation sorgen. Der Themenkreis ist auf das ›kleine Gespräch‹ begrenzt, in dem man zwar ungezwungen über Wetter, Rotwein, Fußball und die neuste Mode sprechen kann, das aber alle Äußerungen vermeidet und alle Gesprächsthemen ausklammert, die Unbehagen, Verärgerung, Ekel, Streit oder gar ein schlechtes Gewissen bei anderen auslösen könnten. Man fragt Leute weder nach ihrem Einkommen aus – denn hier würden vielleicht soziale Unterschiede sichtbar werden, die sich im weiteren Gespräch nicht mehr überbrücken lassen. Noch belästigt man sie mit der eigenen Krankengeschichte, die Anteilnahme und Mitleid provoziert, wie man sie von Fremden, die sich amüsieren wollen, nicht

<sup>2</sup> Vgl. ebd., S. 100: »Strukturelle Kopplungen beschränken den Bereich möglicher Strukturen, mit denen ein System seine Autopoiesis durchführen kann. Sie setzen voraus, dass jedes autopoietische System als strukturdeterminiertes System operiert, also die eigenen Operationen nur durch eigene Strukturen determinieren kann. Strukturelle Kopplung schließt also aus, dass Umweltgegebenheiten nach Maßgabe eigener Strukturen spezifizieren können, was im System geschieht.«

erwarten kann. Im öffentlichen Raum regieren also Regeln, welche vorab alle heiklen Frage und Themen blockieren, die das Selbstbild, Selbstverständnis und Selbstwertgefühl der Mitmenschen tangieren.

Diese sozialen Vorkehrungen steigern auf der einen Seite künstlich die Anschlussfähigkeit der Kommunikation und mindern umgekehrt die Gefahr, dass die Kommunikationsteilnehmer miteinander in Konflikte geraten. Die strukturelle Koppelung zwischen Bewusstsein und Kommunikation, welche solche Konversationsformen wie den Smalltalk konstituiert, wirkt also entstörend und funktioniert für beide beteiligten Systeme fast geräuschlos. Das heißt: Die Kommunikation wird vom Bewusstsein weder als solche registriert noch wird das Bewusstsein – sprich die beteiligten Gefühle, Erfahrungen und Einstellungen der Gesprächspartner – durch eine solche Kommunikation thematisiert.

Normalerweise, d.h. in jeder normalsprachlichen Alltagskommunikation, wird sich die strukturelle Koppelung zwischen Bewusstsein und Kommunikation geräuschlos vollziehen:

Und gerade dadurch, dass Bewusstseinsbeteiligung quasi automatisch und geräuschlos geschieht, wenn und solange kommuniziert wird, gewinnt das Kommunikationssystem die Freiheit, eigene Anliegen zu besorgen. Die Sprache distanziert Bewusstsein und Kommunikation gerade dadurch, dass sie deren strukturelle Kopplungen automatisiert. Die Attraktion von Bewusstsein ist nicht der Zweck, nicht der Sinn, nicht die Funktion von Kommunikation; nur: wenn sie nicht gelingt, hört Kommunikation auf.<sup>3</sup>

Im Gegensatz zu diesem Standardfall der geräuschlosen Koppelung, der sich beim Smalltalk nur noch einmal verstärkt, macht Luhmann in Bezug auf Familiensysteme und Intimbeziehungen die folgende Bemerkung: »Über Anteilnahme an Bewusstsein, über geräuschvolle strukturelle Kopplung steht das System mithin unter Dauerirritation, die sowohl interne als auch externe Quellen hat.«<sup>4</sup> Ein Bemerkung, die sofort einleuchten dürfte, aber auch ein schwieriges Theorieproblem hinterlässt. Denn wie sollte eine solche geräuschvolle Koppelung eigentlich aussehen? Wäre sie nicht eigentlich ein Paradebeispiel dafür, dass die Operationen des Bewusstseins und der Kommunikation wieder miteinander verschmelzen?

Betrachten wir im Kontrast zur geräuschlosen Koppelung des Smalltalks das Beispiel des Flirts. Hier wird nämlich willentlich oder unwillentlich die Grenze zwischen Öffentlichem und Privatem permanent überschritten, eine Grenze, die den alltäglichen Umgang zwischen Menschen reguliert.

<sup>3</sup> Ebd., S. 51.

<sup>4</sup> Niklas Luhmann: »Glück und Unglück der Kommunikation in Familien. Zur Genese von Pathologien«, in: Niklas Luhmann: *Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven*, Opladen 1990, S. 218–227, hier S. 223.

Beim Flirten werden Komplimente gemacht, die das Aussehen, den Habitus oder die Kleidung der anderen in einer Weise loben, welche diese gegenüber allen anderen Männern und Frauen auszeichnet. Aber letztendlich kommt es nicht auf Schmeicheleien an, sondern allein auf das Hinüberziehen der Kommunikation ins Feld der Intimität, und dies lässt sich manchmal noch besser mit den entgegengesetzten Mitteln erreichen, nämlich mit kleinen Sticheleien, die man sich ansonsten niemals erlauben würde. In solchen Situationen kann man dann zu hören bekommen, dass kurze Haare einem besser stehen würden als lange – und man hört es gern. Oder man bekommt gesagt, dass das Jackett ein bisschen bieder aussieht, das man trägt, und man entschuldigt sich mit guter Laune für diese Nachlässigkeit.

Offenkundig verliert die strukturelle Koppelung zwischen Bewusstsein und Kommunikation beim Flirt jene Eigenschaft, die sie normalerweise definiert: nämlich ihre Geräuschlosigkeit. Man kann diese Feststellung an einem bestimmten Punkt auch ganz wörtlich nehmen, denn in wenigen kommunikativen Situationen wird so viel gelacht wie hier. Dies hat sicherlich nichts damit zu tun, dass in jedem Menschen ein Komödiant steckt, sondern das Lachen ist primär die unbestimmt positive Reaktion auf jene Grenzüberschreitung aus der sozialen in die private Sphäre. Es wirkt wie ein Signal für den anderen, sich weiter aus den geschützten Gefilden der Konversation hinauszuwagen und hier seine Vorstellungen vom guten und schönen Leben preiszugeben, von biografischen Verletzungen zu erzählen, und immer ein bisschen das eigene Begehren durch die Gesprächsoberfläche hindurchschimmern zu lassen.

Die Gesprächsform des Flirts wird deswegen als so anregend und aufregend empfunden, weil man sich hier mit seiner ganzen Persönlichkeit, oder besser gesagt mit seiner ganzen Psyche der Kommunikation aussetzt und von dieser permanent überrascht und infragegestellt werden kann. Auf solche nicht vorstrukturierten Situationen kann und muss man viel spontaner und emotionaler reagieren als auf jede öffentliche regulierte Kommunikation. Die Bewusstseinsysteme befinden sich in einem erhöhten Erregungszustand, weil sie vorab nicht wissen können, was als nächstes passiert. Umgekehrt entwickelt der Flirt auch eine kommunikative Eigenlogik, bei der ein Wort das andere gibt, die Beteiligten mit sich fortträgt und sie auf abwegige Gedanken bringt. Innerhalb von kürzester Zeit ist man in die seriösesten Themen verstrickt und in die komischsten Gespräche verwickelt. In solchen Situationen wird Kommunikation bewusst und richtet sich das Bewusstsein auf die Kommunikation. So ist der Flirt ein Paradebeispiel für eine geräuschvolle, gefährliche, enthemmte und vor allem auch irritationsanfällige strukturelle Koppelung zwischen Bewusstsein und Kommunikation.

Smalltalk und Flirt sind beide Kommunikationsformen der Interaktion, bei der real oder virtuell eine konkrete Person angesprochen ist. Es gibt genauso wenig eine abstrakte Liebelei wie eine abstrakte Konversation, sondern in beiden Fällen ist der Andere als ein Subjekt gemeint. Es handelt sich, mit anderen Worten, um eine personale Kommunikation, weil hier die Kommunikationsteilnehmer als Personen involviert sind. Bei einer Interaktion muss der Angesprochene nicht real anwesend sein, denn das »kleine Gespräch« lässt sich auch in Briefen pflegen und die intimen Anspielungen lassen sich auch per E-Mail austauschen. Entscheidend ist, dass der Andere, so als ob er anwesend wäre, als ein Mensch wahrgenommen wird, der Achtung und Anerkennung verdient.

Man kann Smalltalk und Flirt als zwei gegensätzliche Kulturformen begreifen, in denen der Grad an Personalisierung der Kommunikation das eine Mal minimiert und das andere Mal maximiert wird. Es handelt sich hier um eine soziale Vorkehrung für den Fall, dass normale Alltagskommunikation nicht mehr ausreicht, um in bestimmten Situationen, die in einer Gesellschaft allenthalben entstehen können, adäquat zu agieren. Es wird immer gesellschaftliche Anlässe geben, in denen man mit anderen Menschen zusammentrifft, ohne dass hierfür ein spezieller Kommunikationsanlass vorliegt, bei dem man nicht einfach nicht kommunizieren kann. Ebenso ist damit zu rechnen, dass dort, wo Menschen zufällig in einer Alltagskommunikation verwickelt werden, ein aufflackerndes Begehren oder eine plötzliche Faszination aufkommen kann, wo es wünschenswert erscheint, die kulturell vorgegebenen Grenzen zu überschreiten.

Während in der funktionierenden Alltagskommunikation die Unterscheidung von persönlicher und unpersönlicher Kommunikation überhaupt nicht ins Spiel kommt, so wird sie im Smalltalk und im Flirt als Präferenzcode mit je anderem Vorzeichen gehandhabt. Smalltalk nimmt die Form unpersönliche Komka. | persönliche Komka. an, was heißt, dass man zum einen die Unterscheidung zwischen persönlicher und unpersönlicher Kommunikation trifft und zum anderen in einer solchen Gesprächssituation darauf achtet, dass man mit seinen Gesten, Sätzen und mit seinem Verhalten immer auf der Seite der unpersönlichen Kommunikation bleibt und nicht versehentlich in die Persönlichkeitssphäre der Anderen interveniert. Beim Flirt wird genau dieselbe Unterscheidung getroffen, aber mit der entgegengesetzten Präferenz für private Themen, erotische Anspielungen und ausdrucksstarke Mimik ausgestattet, so dass sie die Form unpersönliche Komka. | persönliche Komka. annimmt. Anschlussfähig ist all das, was in irgendeiner Weise von der eigenen in die fremde und aus der fremden in die eigene Privatsphäre verweist. Generell wird bei Präferenzcodes die Unterscheidung durch einen vertikalen

Balken |, die Präferenz durch einen horizontalen Balken — über der Positivseite markiert.

## II.

Von dieser Überformung der Alltagskommunikation mit Hilfe eines Präferenzcodes lässt sich eine Brücke zu der hochgradig präformierten Kommunikation innerhalb des Wissenschafts- und des Kunstsystems schlagen, die jedoch einer grundsätzlich anderen Form der Codierung unterliegen. Der Vergleich zwischen Smalltalk und Wissenschaft bzw. Flirt und Kunst ist nicht zuletzt deshalb aufschlussreich, weil es auch in diesen beiden Funktionssystemen zu einer geräuschlosen bzw. geräuschvollen strukturellen Koppelung kommt. In Analogie zu jenen Interaktionskontexten werden auch hier die auftretenden Geräusche das eine Mal gedämpft und das andere Mal verstärkt – nur in einer noch viel extremeren Weise als in der grenzüberschreitenden Alltagskommunikation.

Bezogen auf die erste Analogie lässt sich die wissenschaftliche Kommunikation als eine besonders streng reglementierte Konversationsform auffassen. Beim Smalltalk handelt es sich um eine unpersönliche Kommunikation unter virtuell Anwesenden, wohingegen man es in den Wissenschaften mit einer Gemeinschaft von Forschern zu tun hat, die nicht persönlich in Kontrakt treten müssen, um miteinander zu kommunizieren. Die Form der wissenschaftlichen Kommunikation gewährleistet von sich aus, dass man sich hier nicht ständig um die heiklen Anerkennungsverhältnisse, wie sie bei der täglichen Interaktion ins Spiel kommen, zu sorgen braucht.

Wie aber ist diese radikale Depersonalisierung der Kommunikation überhaupt möglich, wenn es sich doch nach wie vor um Menschen handelt, die in Forschungsgruppen zusammenarbeiten, sich auf Tagungen begegnen und sich in Fachjournalen gegenseitig zitieren und kritisieren? Die Frage tangiert etwas, was man, nüchtern betrachtet, das Strukturgesetz der Moderne und überschwänglich ihr ›Geheimnis‹ nennen könnte: die binäre Codierung einer Kommunikation. Hier asymmetriert sich der Code nicht mehr von selbst wie die Präferenzcodes von Smalltalk und Flirt, wo es a priori besser ist, am Positivwert des Codes anzuschließen und seinen Negativwert zu meiden. Jedes Tangieren der Persönlichkeitsphäre ist in einer Situation, die den Smalltalk fordert, ›schlecht‹ (für die Karriere, die Atmosphäre oder den eigenen Ruf) und man tut gut daran, sich strikt an die unpersönlichen Kommunikationschancen zu halten, die sich bieten. Bei einem Binärcode hingegen ist es gleichermaßen gut, auf der Positivseite oder auf der Negativseite anzuschließen, was in Bezug auf die Wissenschaften heißt, dass auch eine Hypothese, die sich im Diskurs

oder durch ein Experiment als falsch herausstellt, ein wissenschaftliches Resultat ist, das die Sphäre des Wissens erweitert. Die wahre Aussage ist im Binärcode der Wissenschaften genauso anschlussfähig wie die falsche, wohingegen der Regelverstoß unter einem Präferenzcode immer negativ sanktioniert ist.

Beim Präferenzcode des Smalltalks definieren konkrete Themenbereiche, Höflichkeitsfloskeln und Konversationsregeln die Differenz zwischen einer persönlichen und einer unpersönlichen Kommunikation, d.h. es gibt inhaltlich bestimmte Kriterien dafür, was in einer solchen Gesprächssituation angemessen ist und was nicht. Anders ausgedrückt, der Präferenzcode fällt mit den Kriterien zusammen, die ihn definieren, so dass es eigentlich nur Sinn macht, hier von einem Code (und nicht bloß von einer Regel) zu sprechen, wenn man ihn in einen Vergleich mit jenen Binärcodes stellt, in denen Code und Kriterienbildung nicht zusammenfallen. Ohne diesen Vergleichsgesichtspunkt ist ein Präferenzcode nichts anderes als ein Regelwerk. Das Wissenschaftssystem hingegen bildet sich in dem Moment als ein autonomes, autopoietisches soziales System aus, als man in der Renaissance begann, den wahr/falsch-Code der Wissenschaft systematisch von den Kriterien der Wissenschaftlichkeit zu unterscheiden und die konkreten Kriterien für Wahrheit und Falschheit der Selbstprogrammierung der Wissenschaftskommunikation zu überlassen und nicht mehr wie soziale Verhaltensregeln festzuschreiben. Die beiden Werte des Wissenschaftscodes werden radikal von allen inhaltlichen Vorabbestimmungen abstrahiert, so dass Wahrheit und Falschheit nur noch relational aneinander bestimmbar sind: wahr ist eine Aussage dann, wenn sie nicht falsch ist, und falsch wird eine Hypothese, wenn sie sich nicht als wahr erweisen lässt.

Die Entfaltung dieser Tautologie erfolgt dann mit Hilfe von Forschung, bei der konkrete Theorien und Methoden herangezogen werden, welche sich schon einmal in der Wissenschaft bewährt haben. Doch was heißt hier Forschung und warum ist es überhaupt möglich, dass es aufgrund dieser kommunikativen Innovation zu einer derartigen Wissensexplosion gekommen ist? Wieso kann sich die Sphäre des Wissens seit dieser Trennung der Wahrheitsprogramme vom Wahrheitscode offenbar grenzenlos ausdehnen? Man kommt diesen wissenschaftstheoretischen Dauerrätseln auf die Spur, wenn man sich genauer die Form der strukturellen Koppelung zwischen Bewusstsein und Kommunikation im Wissenschaftssystem anschaut. Wie gesagt, handelt es sich hier um eine extreme Form von entstörter Kommunikation, bei der die Psyche der Wissenschaftler so weit synchronisiert ist, dass sie zu einer intersubjektiven Auffassung hinsichtlich des Wahrheitswertes von wissenschaftlichen Aussagen konvergieren.

Letztendlich ist Wissenschaft aber nicht nur eine kulturelle Konstruktion, sondern die Codierung der wissenschaftlichen Kommunikation verdankt sich selbst wiederum einer Entdeckung, nämlich, dass es physikalische, chemische, biologische, psychische und soziale Prozesse gibt, die unter gleichen Bedingungen gleich ablaufen und entsprechend einen Gesetzescharakter annehmen können. Die Herausbildung der modernen Naturwissenschaften beginnt damit, dass man die Natur nicht länger nur beobachtet, wie sie ist, sondern dass man die Beobachtungsbedingungen so zu variieren und zu präparieren beginnt, dass sich solche Redundanzen einstellen und beobachten lassen.

Kurzum, man entdeckte die Möglichkeiten des Experiments und forschte fortan nicht mehr unter den störanfälligen Bedingungen der Lebenswelt, sondern unter den kontrollierbaren Laborbedingungen, bei denen sich der nichtkontrollierbare Rest des Experiments in einer Fehlerrechnung abschätzen lässt. Erst das Experiment im Labor garantiert etwas, was für die Naturwissenschaften unerlässlich ist und sie konstituiert: die absolut geräuschlose strukturelle Koppelung zwischen menschlicher Wahrnehmung und Kommunikation. Es werden mit Hilfe von streng definierten Versuchsanordnungen Situationen geschaffen, die gegenüber der Wahrnehmung täuschungsfest sind. Dieses Ziel lässt sich generell über die Konstruktion von Messgeräten gewährleisten, bei denen sich jede Beobachtung quantifizieren oder zumindest in eine klare ja/nein-Alternative übersetzen lässt. Wenn es darum geht, zu entscheiden, ob ein Thermometer 3 oder 4 Grad Celsius anzeigt, eine Waage 200 oder 201 mg misst oder eine Entfernung 68 oder 69 mm beträgt, dann ist hier eine Wahrnehmungstäuschung ausgeschlossen. Vielmehr sind die Skalen extra so konstruiert, dass man sie bis auf eine Maßeinheit genau ablesen kann und eine fehlerbehaftete, aber eindeutige Entscheidung treffen kann. Eine digitale Anzeige eliminiert selbst noch diese Ableseunschärfe, denn erst recht sind Zahlen eindeutige Wahrnehmungsobjekte.

Die Kontrolle der menschlichen Wahrnehmung im Experiment ist aber nur die eine Seite der modernen Naturwissenschaften. Genauso wichtig wie eine geräuschlose strukturelle Koppelung zwischen Wahrnehmung und Kommunikation ist die zwischen Denken und Kommunikation. Das probate Mittel hierzu ist viel älter als das neuzeitliche Experiment; es ist die Mathematik, die sich spätestens in der Antike als eigene Disziplin herausgebildet hatte. So wie die menschliche Wahrnehmung durch die Laborbedingungen präpariert wird, so wird auch das menschliche Denken aus der Alltagssprache mit ihren Unschärfen, Ambivalenzen und ihren tausend Möglichkeiten zum Missverständnis herausgelöst und an ein künstliches Zeichensystem gekoppelt. Und wie das Experiment in einem abgezielten Beobachtungsbereich vor Wahrnehmungstäuschungen schützt, so verhin-



dert die Mathematik, dass sich das Denken über seine Gedanken täuscht. Im Unterschied zum normalsprachlichen Denken sind in der Mathematik sowohl die verwendeten Zeichen als auch die Operationen mit diesen Zeichen eindeutig definiert. Das heißt nicht, dass die Mathematik Denkfehler ausschließt, vielmehr macht sie es erst möglich, eindeutig zwischen fehlerhaften und fehlerfreien Gedanken zu unterscheiden. Entsprechend zählt in der Naturwissenschaft nur die Beobachtung, die sich *messen*, und nur der Gedanke, der sich *rechnen* lässt.

Als ein denkendes und wahrnehmendes Wesen ist der Mensch für eine naturwissenschaftliche Kommunikation nicht geschaffen. Erst wenn mit Hilfe von experimentellen Methoden und mathematischen Theorien eine geräuschlose Koppelung von Bewusstsein und Kommunikation institutionalisiert wird, entsteht eine Sphäre der präzisen Wahrnehmungen und Gedanken, die sich intersubjektiv reproduzieren lassen. Es ist das Ziel aller naturwissenschaftlichen Forschung, solche Theorien und Methoden zu finden, welche die Bedingungen der Messbarkeit und Rechenbarkeit zugleich erfüllen. Dies sind letztendlich die Programme, mit denen entschieden wird, ob eine wissenschaftliche Kommunikation wahr ist oder falsch. Entsprechend kann man sich das Wissenschaftssystem als einen großen hermeneutischen Zirkel vorstellen, der sich zwischen dem Code und den Programmen der Wissenschaften entfaltet.

Es ist nicht abzusehen, dass sich diese einmal in Gang gesetzte Autopoesis neuen Wissens irgendwann einmal erschöpfen könnte. Es lassen sich immer neue Experimente jenseits des bislang untersuchten Geltungsbereichs von Naturgesetzen formulieren; man sucht nach Anomalien, die sich möglicherweise bei höheren Temperaturen, größeren Energien oder stärkeren Kräften zeigen – und man versucht auch noch diese Abweichungen vom Gesetz mit Hilfe neuer Theorien zu erklären. Ebenso lassen sich im Zuge neuer technischer Möglichkeiten ganz andere Untersuchungsgeräte entwickeln, in denen sich auf der Programmebene unzählige neue Forschungsbereiche ausdifferenzieren können; und auch der Erfindung neuer mathematischer Denkmodelle und der Formulierung neuer Hypothesen in ihnen sind keine Grenzen gesetzt. Hinzu kommt, dass in allen Wissenschaftsdisziplinen mit je anderen Standards der Genauigkeit gearbeitet wird, die weit entfernt vom Paradigma der mathematisierten Physik mit ihrer Selbstverpflichtung zur Rechenbarkeit und Messbarkeit liegen können.

Das Wissenschaftssystem vermag also in Bezug auf seine eigenen Erwartungsstrukturen Anomalien und Hypothesen zu erzeugen, welche sie vermittels von Forschung wiederum in sicheres Wissen – d. h. in Wissen, das innerhalb eines bestimmten Geltungsbereiches sicher ist – transformieren kann. Es wäre eine romantische Überhöhung zu behaupten, dass ein

Wissenschaftler in einem solchen Moment, wo er auf derartige selbstinduzierte Anomalie oder Hypothese stößt, »irritiert« sei. Irritationen haben immer etwas mit der Infragestellung des eigenen Selbstverständnisses, mit einem radikalen Sich-nicht-Auskennen und Nicht-weiter-Wissen zu tun, das eine affektive Ersatzreaktion auslöst. Der Wissenschaftler hingegen ist dafür ausgebildet und darauf vorbereitet, auf eben solche präparierten Unbestimmtheiten methodisch zu reagieren. Er ist nicht irritiert, sondern sieht ein wissenschaftliches *Problem*.

In den sogenannten ›weichen‹ Wissenschaften springen funktionale Äquivalente für die Messung und die Rechnung ein, die auf ihre Weise eine disziplinspezifische geräuschlose Koppelung von Bewusstsein und Kommunikation gewährleisten. Wichtig ist, dass auch diese Programme, die über weniger exakte Theorien und Methoden als die Physik verfügen, die Unterscheidbarkeit von wahren und falschen Behauptungen gewährleisten. Eine wissenschaftliche Aussage muss entweder wahr oder falsch sein, aber nichts Drittes, ansonsten wird sie als unwissenschaftlicher Satz zurückgewiesen.

Generalisiert man diesen Satz vom ausgeschlossenen Dritten, der das gesamte Universum der Wissenschaftskommunikation strukturiert, so heißt dies, dass der Wissenschaftscode als binäre Unterscheidung von den Wissenschaften affirmiert wird. In einem autonomen Funktionssystem stehen für eine solche Selbstbewertung keine anderen Werte zur Verfügung als die beiden immanenten konträren Werte von wahr und falsch – es ist, aus der Perspektive eines Wissenschaftlers, schlichtweg unsinnig zu sagen, dass es ›schön‹ oder gar ›ungerecht‹ sei, zwischen ›wahr‹ und ›falsch‹ zu unterscheiden. Diese Vorschrift, dass die binäre Unterscheidung von wahr und falsch immer als eine ›wahre‹ Unterscheidung mitgesetzt wird, lässt sich als Wiedereintritt oder re-entry der Differenz auf ihrer Positivseite symbolisieren:  $\overline{\text{wahr}|\text{falsch}}$ . Im Unterschied zu einem Präferenzcode, der durch konkrete Regeln festschreibt, was die anschlussfähige Positivseite ist, handelt es sich beim Code des Wissenschaftssystems um eine selbstbezügliche Unterscheidung, die im Prinzip für unendliche viele neue Konkretisierungen dieser Wertedifferenz offen ist.

### III.

Das Wissenschaftssystem gehört wie das Wirtschafts- und das Rechtssystem zu den paradigmatischen Funktionssystemen, anhand deren Luhmann alle basalen systemtheoretischen Begriffsbestimmungen entwickelt hat. In Bezug auf das Kunstsystem weist die Systemtheorie hingegen selbst Anomalien auf, die eine Weiterentwicklung dieser Theorie wünschens-

wert erscheinen lassen. So findet sich etwa die folgende Bemerkung in der *Kunst der Gesellschaft*: »Offenbar sucht die Kunst ein anderes, nicht normales, irritierendes Verhältnis zwischen Wahrnehmung und Kommunikation, *und allein das wird kommuniziert.*«<sup>5</sup> Normalerweise entstören Funktionssysteme dieses Verhältnis, so dass sich hier die Frage stellt, ob das Kunstsystem überhaupt ein Funktionssystem ist bzw. ob es nicht ganz anders als alle anderen Funktionssysteme funktioniert.

Zunächst einmal lässt sich konstatieren, dass die Kunst, die auf »ein irritierendes Verhältnis zwischen Wahrnehmung und Kommunikation« zielt, nicht immer finden wird, was sie sucht. Kunst lässt sich nicht einfach über ihre Irritationsfähigkeit definieren, sondern es ist der Gegensatz zwischen irritierender und nichtirritierender Kunst im Kunstsystem selbst, welche die Kunst konstituiert. Dass Luhmann diese Unterscheidung nicht explizit macht und ausarbeitet, dürfte darin begründet sein, dass hier eine normative Differenz artikuliert wird, die sich nur schwer mit dem rein deskriptiven Selbstverständnis einer wissenschaftlichen Kunstsoziologie vereinbaren lässt. Man braucht sich nur kurz vergegenwärtigen, welchen Status die Aussage – dass Kunst irritiert – im alltäglichen Kunstdiskurs besitzt. Es wird mit ihr eindeutig ein positives Werturteil über das Gelingen zeitgenössischer Kunst formuliert. Sobald man die Unterscheidung zwischen einer irritierenden und einer nichtirritierenden Kunst theoretisch legitimiert, begibt man sich entsprechend auf den Weg in eine normative Kunsttheorie.

Es wäre also davon auszugehen, dass das Kunstsystem in zwei verschiedenen Modi operiert, wobei nicht etwa die irritierende, sondern die nichtirritierende Kunst den Normalfall darstellt.<sup>6</sup> Die Verhältnisse gestalten sich hier nicht anders als in der zwischenmenschlichen Kommunikation, wo es zum Flirt nur aufgrund einer Grenzüberschreitung kommt, sprich, wo die Anbahnung einer privaten Kommunikation parasitär davon profitiert, dass gewöhnlich die Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem in der Gesellschaft respektiert werden. Auch in den modernen Künsten etabliert sich eine Ebene der Normalkommunikation, von der sich die avancierte Kunst ein ums andere Mal abzustoßen versucht.

Wie jedes Funktionssystem so orientiert sich auch die Kommunikation des Kunstsystems in erster Linie an Programmen, in denen festgeschrieben wird, was gelungene Kunst ist. Das waren in der traditionellen Kunst Stilvorschriften, Kompositionstechniken oder paradigmatische Werke der

<sup>5</sup> Niklas Luhmann: *Die Kunst der Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1997, S. 42.

<sup>6</sup> Vgl. Harry Lehmann: *Die flüchtige Wahrheit der Kunst. Ästhetik nach Luhmann*, München 2006, S. 244–246.

Kunstgeschichte. In der Moderne kommen Faustregeln hinzu, welche von der avancierten Kunst den Stilbruch, die Entgrenzung der Künste, die Auflösung der Werkkategorie oder eine Reflexion des Kunstbegriffs fordern. Moderne Kunst bringt so etwas wie ein Regelwerk des Nonkonformismus hervor, das aber, sobald es formuliert ist und praktisch wird, sich selbst wieder in ein Programm verwandelt und Kunst ohne jedes Irritationsvermögen reproduziert.

Die Frage ist also, wann irritiert ein Kunstwerk wirklich, woran zeigt sich, dass hier nicht nur auf eine Phrase, d. h. auf einen Programmpunkt des Kunstsystems zurückgegriffen wird? Pauschal gesagt, kommt es darauf an, dass die Selbstprogrammierung der einzelnen Kunstwerke die vorhandenen Programme des Kunstsystems punktuell unterlaufen – dass sie also einen Irritationspunkt für die Kunstkommunikation mittels Kunstwerken konstruieren. Es gibt hier allerdings nicht nur eine, sondern zwei Optionen, die im Kunstsystem etablierten strukturellen Koppelungen zwischen Bewusstsein und Kommunikation nachhaltig zu stören und mit Geräuschen anzureichern. Jedes Kunstwerk verweist sowohl auf die Innen- als auch auf die Außenseite des Kunstsystems, es kann sich primär auf andere Kunst beziehen oder auch lebensweltliche Erfahrungsmuster aktivieren.

Was die Theoriebildung extrem erschwert, ist eine Zeitdimension, die zu dieser Sachdimension hinzukommt. Die avancierte Kunst des 20. Jahrhunderts hatte sich vor allem über selbstreferenzielle Irritationen entfaltet. Duchamps ausgestelltes *Pissoir* ist das unübertroffene Beispiel für eine solche irritierte Koppelung, denn damals sagten alle im Kunstsystem verfügbaren Programme voraus, dass ein Gebrauchsgegenstand kein Kunstwerk sei, im Ausstellungskontext hingegen prätendierte derselbe Gegenstand darauf, als Kunst wahrgenommen zu werden. Die Erwartungsstrukturen fast aller Kunstbetrachter waren an eine solche Form von Kunstkommunikation nicht angepasst – was zu einer geräuschvollen strukturellen Koppelung zwischen den psychischen und kommunikativen Operationen führte. Auf der einen Seite erzeugte dies Aufregung, Empörung und Skandal, auf der anderen Seite führte es zu einer Restrukturierung des kunstsinnigen Bewusstseins und der systeminternen Kommunikation über das, was Kunst alles ist.

Nach diesem Muster, wo Kunst sich vermittels von Kunst negiert, was entsprechend zu einer Reformulierung und Entgrenzung des Kunstbegriffes führt, funktionierte die Kunst seit der klassischen Moderne. Die Kunst des 20. Jahrhunderts gehorchte primär einer Überbietungslogik, anhand der sich selbstreferenzielle Irritationen generieren ließen. Neuheit und Modernität wurde über eine systematische Inklusion von Nichtkunst ins Kunstsystem garantiert, was man einige Zeit lang auch als Materialfortschritt

in den Künsten interpretierte. Neue Kunst definierte sich primär über die Transformation von neuem Material ins alte Medium der Kunst. Seit etwa drei, vier Jahrzehnten ist absehbar geworden, dass sich die Möglichkeiten immer weiter erschöpfen, solche selbstreferenziellen Irritationen im Kunstsystem zu erzeugen, was Danto zu der voreiligen These vom »Ende der Kunst« veranlasst hat. Der evolutionäre Ausweg aus dieser Fortschrittsaporie, den die Künste längst eingeschlagen haben, besteht darin, wieder verstärkt auf fremdreferenzielle Irritationen zu setzen. Da dies jetzt, im Unterschied zur vormodernen Kunst, im Kontext eines ausdifferenzierten Kunstsystems geschieht, in welchem sich die Kontingenzspielräume potenziert haben, besteht auch keine Gefahr, dass damit die zeitgenössische Kunst wieder in die Vormoderne zurückfallen würde – selbst dann nicht, wenn sie die figurative Malerei wieder für sich entdeckt. Werk und Antiwerk, offenes und geschlossenes Werk, alte und neue Medien, begrenzte und entgrenzte Gattungen, konzeptuelle und ästhetische Kunst – all dies sind Möglichkeiten, auf welche die Kunst heute zurückgreifen kann.<sup>7</sup>

Wenn sich also die Möglichkeiten der selbstreferenziellen Irritation erschöpfen, wie wäre dann jene zweite, an fremdreferenziellen Irritationen orientierte Kunst zu denken? Es ist eine Quintessenz aller Sozialisation, dass die Schemata unserer Alltagserfahrung an die Beschreibungen angepasst sind, die wir von unserer Lebenswelt anfertigen. Wahrnehmung und Kommunikation sind hier geräuschlos miteinander verkoppelt. Kunstwerke können hingegen ihre Formen so miteinander kombinieren, dass sie einen eigenen innerästhetischen Erfahrungsraum ausbilden, der einerseits immer wieder auf unsere Lebenswelterfahrungen verweist, andererseits aber auch einer Eigenlogik der Formensprache im Kunstwerk folgt. An bestimmten kritischen Stellen kann es nun dazu kommen, dass sich ein Kunstwerk von allen Lebensweltbezügen abkoppelt und radikal inkommensurabel zum Kosmos der Alltagserfahrung wird.

Faktisch realisiert sich in Kunstwerken eine Entkoppelung des wahrnehmenden und empfindenden Bewusstseins der Betrachter und Hörer von der ihnen zur Verfügung stehenden Kommunikation, was sich sowohl als Wahrnehmungsirritation als auch als Irritation des Verstehens bemerkbar macht. Das Kunstwerk sperrt sich dem Verständnis, weil es Wahrnehmung und Kommunikation vorsätzlich trennt; doch laut Systemtheorie gibt es

---

<sup>7</sup> Wie sich die Geschichte der Kunst als Ausdifferenzierungsgeschichte des Kunstsystems mit seinen großen Epochenäsuren von Klassischer Moderne, Avantgarde, Postmoderne und Reflexiver Moderne rekonstruieren lässt, siehe Harry Lehmann: »Avantgarde heute. Ein Theoriemodell der ästhetischen Moderne«, in: *Musik & Ästhetik*, 10 (2006) 38, S. 5–41, insb. das Theoriemodell S. 10.

ohne Verstehen auch keine Kommunikation.<sup>8</sup> Wenn man die zentrale These der *Kunst der Gesellschaft* nicht preisgeben will, dass Kunst eine Kommunikation vermittelt von Kunstwerken sei, dann muss es auch ein spezifisches, nicht selbst-verständliches Verstehen in der Kunst geben.

Insofern lautet mein Vorschlag, das Verstehen von Kunstwerken als ein emphatisches Dennoch-Verstehen aufzufassen. Obwohl das Artefakt nach alltäglichen Seh- und Hörgewohnheiten unsinnig erscheint, provoziert es zu einer werk- und welterschließenden Interpretation. Was hierbei passiert, ist eine experimentelle Neukoppelung von Bewusstsein und Kommunikation, das heißt, man probiert Beschreibungsschemata aus, die auf ungewöhnliche Weise zu den gegebenen Wahrnehmungen passen. Sowohl der mentale als auch der kommunikative Fokus der Aufmerksamkeit richtet sich dabei auf die vom Kunstwerk provozierten neuen strukturellen Koppelungen – und insofern lässt sich jetzt sagen, dass die moderne Kunst es als Kommunikation darauf anlegt, das Bewusstsein seiner Hörer und Betrachter zu *irritieren*.<sup>9</sup> Letztendlich entzieht sich die Theorie der geräuschvollen Koppelung im Medium der Kunst einer rein theoretischen Argumentation, weil es hier eben auf eine Irritation durch ästhetische Wahrnehmung ankommt, die es zu erläutern gilt. Deshalb dürfte es letztendlich unumgänglich sein, dieses Phänomen auch anhand von Werkinterpretationen zu exemplifizieren.<sup>10</sup>

Anders als bei der geräuschlosen Koppelung in den Wissenschaften, bei denen jedes Nichtverstehen sich als ein Nichtverstehen eines wissenschaftlich formulierbaren und pozentuell lösbaren Problems erweist, legen es Kunstwerke darauf an, die persönlichen Selbstbilder und sozialen Selbstbeschreibungen ihrer Beobachter, in denen diese verankert sind, zu unterlaufen. Etwas zeigt sich am Werk, was den eigenen persönlichen Erfahrungen und Gedanken mit ihren normativen Implikationen radikal widerspricht. Erst wo derart das eigene normative Orientierungsmuster in Frage gestellt wird, macht es Sinn von einer »Irritation« zu sprechen.

Selbstverständlich gab und gibt es immer Kunst, die wie Smalltalk funktioniert und in Analogie zu einer Wissenschaft ihre Anschlussfähigkeit über einen Verweis auf schon vorhandene Programme im Kunstsystem generiert. Handelte es sich bei diesen Kunstprogrammen traditionell um

<sup>8</sup> Vgl. Niklas Luhmann: *Soziale Systeme*, Frankfurt am Main 1987, S. 198.

<sup>9</sup> Zum Begriff des emphatischen Verstehens in der Kunst siehe H. Lehmann: *Die flüchtige Wahrheit der Kunst* (wie Anm. 6), S. 53.

<sup>10</sup> Siehe hierzu ebd. die acht in die Theorieentfaltung eingebauten Werkinterpretationen, in denen wahrnehmbar werden soll, was sich begrifflich nicht vermitteln lässt: Dass Kunstwerke sich auf Rätselpunkte zusammenziehen, die an sich vollkommen unverständlich, unsinnig und absurd erscheinen – und sich durch die Formenkombinatorik der Werke hindurch, von der sich der Betrachter führen lässt, *dennoch* verständlich werden bzw. einen emphatischen Sinn freisetzen.

Stilvorschriften mit den entsprechenden handwerklichen Fertigkeiten, so sind es in den Programmen der Avantgarde ›Techniken‹ und ›Konzepte‹, die jetzt jedem jederzeit zur Verfügung stehen. Doch ganz gleich, ob sich die zeitgenössische Kunst an diesen avantgardistischen oder an jenen klassischen Mustern orientiert, sobald sie programmkonform arbeitet, operiert sie in einem defizitären Modus der Kunst.

Nimmt man den Punkt ernst, dass avancierte Kunst geräuschvolle Koppelungen von Bewusstsein und Kommunikation initiiert, und dass alle andere Kunst als weniger interessant, spannend oder eben irritierend betrachtet wird, dann hat dies Auswirkungen für die Funktionsbestimmung des Kunstsystems. Luhmann vertritt hier die These: »Die gesellschaftliche Funktion der Kunst [...] liegt *im Nachweis von Ordnungszwängen im Bereich des nur Möglichen.*«<sup>11</sup> Aber dieser Vorschlag ist viel zu unspezifisch, man kann nicht sagen, auf welches gesellschaftliche Bezugsproblem hier das Kunstsystem mit der Produktion von Kunstwerken reagiert und wieso Kunst, die dies zu zeigen vermag, irritierend sein soll? Wenn Kunst Irritationen im Bewusstsein oder in der sozialen Kommunikation auslöst, dann deshalb, weil sie punktuell mit normativ gehaltvollen Orientierungsschemata in Widerspruch gerät. Deshalb der Gegenvorschlag, dass die gesellschaftliche Funktion der Kunst in der Provokation neuer, problem-scharfer Selbstbeschreibungen der Gesellschaft liegt.<sup>12</sup>

Für ein Funktionssystem, das derart einer Dauerirritation durch geräuschvolle Koppelung ausgesetzt ist, ändert sich zwangsläufig die Form der Codierung. Das Kunstsystem ist nicht symbolisch, sondern diabolisch generalisiert, was soviel heißt, als dass der Code der Kunst sich als Unterscheidung nicht affirmiert, sondern negiert. Das Kunstsystem löst sein Abschlussproblem, ob man die Unterscheidung zwischen Positiv- und Negativwert annehmen oder ablehnen soll, nicht wie ein normales Funktionssystem mit Hilfe eines re-entry, sondern über ein *re-exit* auf.<sup>13</sup>

Für die Wissenschaften ist es konstitutiv zwischen wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Aussagen zu unterscheiden, und das Rechtssystem erklärt die Unterscheidung von Recht und Unrecht zur rechtmäßigen Unterscheidung. Für die Kunst hingegen ist es ›keine Kunst‹, sondern ein Zeichen für Kommerz, Kitsch und Phantasielosigkeit, wenn sich die Unterscheidung von Kunst und Nichtkunst eindeutig treffen lässt. Wie im Wissenschaftssystem tritt auch im Kunstsystem jenes Abschlussproblem auf, ob man den eignen Code affirmieren oder negieren soll, das sich nur

<sup>11</sup> N. Luhmann: *Die Kunst der Gesellschaft* (wie Anm. 5), S. 238.

<sup>12</sup> Vgl. H. Lehmann: *Die flüchtige Wahrheit der Kunst* (wie Anm. 6.), S. 81–83.

<sup>13</sup> Zur Einführung der Figur des re-exit s. ebd., S. 168–180.

mit systemimmanenten Werten auflösen lässt. Im ersten Fall hat man es mit dem bekannten *re-entry* einer Unterscheidung auf ihrer Positivseite zu tun, im Kunstsystem hingegen kommt es spiegelbildlich gesprochen zum Wiederaustritt oder *re-exit* ihrer Leitdifferenz auf der Seite ihres Negativwertes. [Kunst | Nichtkunst ↵]. Von dieser symbolischen Generalisierung der Kunstkommunikation geht die Weisung an die Künstler aus, gegenstrukturell zu arbeiten, also stets den Punkt zu suchen, wo sich das Kunstwerk allen Programmen zur Kunst entzieht. In dieser abstrakten Weisung, im System gegen das System zu operieren, bleibt die Erfahrung der historischen Avantgarde aufgehoben.

Zieht man aus diesen Einsichten Rückschlüsse auf die allgemeine Systemtheorie, so zeigt sich schließlich, dass das Kunstsystem in derselben Weise einen »emphatischen Sinnbegriff« generiert, wie ihn Luhmann einmal in Bezug auf die Religion anspricht.<sup>14</sup> Es handelt sich hierbei um einen Sinn, der sich nicht über »Anschlussfähigkeit« definieren lässt, sondern der über Nichtanschlussfähigkeit systemeigener Operationen generiert wird. Das Kunstsystem ist ein Sinnsystem, das daraufhin codiert ist, Sinnblockaden herzustellen, die sich nur über eine geräuschvolle Neukoppelung zum Bewusstsein wieder auflösen lassen – und die eben nicht mit systemeigenen Operationen zu beheben sind. Vielmehr ist es psychischer Sinn, der in diesem Augenblick einspringt und die Sinnlücke schließt, indem er ad hoc einen kommunikativen Anschluss erfindet.

Luhmann hat alle seine grundlegenden systemtheoretischen Begriffsentscheidungen wie etwa die Definition von Sinn in Bezug auf Funktionssysteme wie das Wirtschafts-, das Wissenschafts- und das Rechtssystem getroffen, die auf der Grundlage einer hochgradig technisierten geräuschlosen Koppelung zwischen Bewusstsein und Kommunikation arbeiten. Sobald man mit den so gewonnenen Theoriemitteln versucht, die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien Liebe, Glaube und Kunst zu beschreiben, gerät man an die Grenzen der Leistungsfähigkeit der von ihm entworfenen Systemtheorie. Mein Vorschlag besteht in einer *Theorie der Humanmedien*, die von Anfang an damit rechnet, dass diese Formen der sozialen Kommunikation die Wahrnehmungen, Erfahrungen, Gedanken und Gefühle der Menschen nicht systematisch ausfiltern und dämpfen, sondern als produktive Irritationsquelle in den Prozessen der sozialen Sinngeneration einbeziehen.<sup>15</sup> Der Schlüssel zu diesem Projekt ist

<sup>14</sup> Niklas Luhmann: »Die Unterscheidung Gottes«, in: Niklas Luhmann: *Soziologische Aufklärung 4. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft*, Opladen 1987, S. 236–247, hier S. 247.

<sup>15</sup> S. H. Lehmann: *Die flüchtige Wahrheit der Kunst* (wie Anm. 6), S. 135–137.



hierbei das Phänomen der geräuschvollen Koppelung von Bewusstsein und Kommunikation im Medium der Kunst.

## Literatur

- Lehmann, Harry: *Die flüchtige Wahrheit der Kunst. Ästhetik nach Luhmann*, München 2006.
- Lehmann, Harry: »Avantgarde heute. Ein Theoriemodell der ästhetischen Moderne.« In: *Musik & Ästhetik*, 10 (2006) 38, S. 5–41.
- Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme*, Frankfurt am Main 1987.
- Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1990.
- Luhmann, Niklas: »Glück und Unglück der Kommunikation in Familien. Zur Genese von Pathologien.« In: Niklas Luhmann: *Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven*, Opladen 1990, S. 218–227.
- Luhmann, Niklas: *Die Kunst der Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1997.
- Luhmann, Niklas: »Die Unterscheidung Gottes.« In: Niklas Luhmann: *Soziologische Aufklärung 4. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft*, Opladen 1987, S. 236–247.